

Das Grunderlebnis des Geistes

Wenn Betrachtungen über allgemeine menschliche Interessen, über den Sinn des menschlichen Lebens und des Weltprozesses oder über die Entwicklungsbedürfnisse der Menschheit und einzelner menschlicher Individualitäten angestellt werden sollen, so muß und kann nur von dem Standpunkte und Gesichtspunkte des heutigen Durchschnittsmenschen ausgegangen und alles Sagenswerte in die Sprache des Alltagsmenschen gefaßt werden. Sonst besteht keine Möglichkeit für den Alltagsmenschen, dem Gesagten nahezukommen und es zu verfolgen. Andererseits sind wir ja mehr oder weniger alle Alltagsmenschen.

In diesem Sinne kann sogleich festgestellt werden, daß, wenn man eine minimale Besonnenheit oder erkenntnistheoretische Selbstbesinnung übt, man gewiß auf eine Grundwahrheit stößt, die bündig in dem Satz zusammengefaßt werden kann:

Alle unsere Erkenntnisse und Kenntnisse ergeben sich uns aus unserer und durch unsere Denktätigkeit und können auch einzig in der Form von Gedanken erhalten, ausgedrückt und mitgeteilt werden.

Man könnte dem vielleicht entgegenhalten, daß ja eine »einfache« Wahrnehmung auch Kenntnisse liefern kann und in diesem Falle keine Denktätigkeit bei ihrem Zustandekommen mitspielt. Doch eine nur wenig tiefergehende Beobachtung zeigt, daß in jedem Wahrnehmungsprozeß der vorgestellte Wahrnehmungsinhalt nur durch ein, allerdings unbeobachtetes, Denken entsteht: ohne gedankliche Bestimmungen, die rasch und leicht und deshalb unmerkelt verlaufen, würde man einfach gar nichts Bestimmtes wahrnehmen können.

Wer den Inhalt seines Bewußtseins beobachtet, kann bemerken, daß dieser überhaupt nur aus Elementen besteht, die entweder rein

begrifflicher Natur oder doch mit Begriffselementen verbunden sind. Das menschliche Bewußtsein ist ein Gedankenbewußtsein.

Daß das oben Gesagte für die sinnliche Erkenntnis gültig ist, leuchtet unmittelbar ein. Wie steht es aber mit Erkenntnissen, die nicht auf Sinnesobjekte abzielen? Was geschieht mit dem Denken im Streben nach einem übersinnlichen Erkennen?

Die Ohnmacht des gegenständlichen Denkens im Ergreifen übersinnlicher Wirklichkeiten ist als geschichtliche Menschheitserfahrung offenbar. Von den Scholastikern über Kant bis hin zum Erscheinen der ersten erkenntnistheoretischen Werke Rudolf Steiners tat sich eine immer breiter werdende Kluft zwischen Sinneswelt und Geisteswelt, zwischen einem bloß auf die Sinneswelt gerichteten Erkennen und einem auf die übersinnliche Wirklichkeit zielenden Glauben auf. Der deutsche Idealismus, auch Baader und Stirner, vermochten diese Kluft nicht zu überbrücken. Es kann als Tatsache festgestellt werden, daß das menschliche Denken, so wie es sich entwickelt hat, nicht imstande ist, in die Regionen des Übersinnlichen einzudringen.

Daß das Erkennen der Sinneswelt in der Form, in der es heute gegeben ist, der Menschheit nicht genügt, kann durch vieles bezeugt und bewiesen werden. Man denke nur an die globalen Gefahren, an die Gefährdung der gesamten Menschheit und an die Lebensangst des Einzelnen. Doch muß sich die Frage, ob sein Erkennen genügt, jeder selbst stellen, und sie muß in jedem Fall vom Einzelnen selbst beantwortet werden. Man könnte auch sagen: wer sie sich stellt, hat sie schon beantwortet. – Dies gilt auch für die Möglichkeit, das Gebiet des Übersinnlichen etwas anderem als dem Erkennen zu überlassen. Das möge jeder tun, der es vermag. Alles hier Gesagte gilt für diejenigen, für den es sich eben herausstellt, daß er das nicht tun kann. – Vielleicht könnte auch darauf hingewiesen werden, daß das Erkennen der Sinneswelt *selbst* sehr unvollständig ist, trotz des technischen Fortschrittes. Die Erscheinungen des Lebens entziehen sich der Erkenntnis völlig, und grundlegende Begriffe der Physik wie Masse, Kraft, Energie, Kräftefeld harren noch einer klaren, begrifflichen Deutung.

So sieht sich der moderne Mensch einfach genötigt, seine Erkenntnisfähigkeiten überhaupt zu steigern – ein Unterfangen, das in bewußter und selbstentschlossener Form geschichtlich zum erstenmal unternommen würde. Die Entwicklung der Erkenntnisfähigkeiten geschah bis zur Gegenwart ohne den bewußten Entschluß des Menschen, wie aus natürlichem Wachstum.

Die angestrebte Art von Erkenntnis kann uns dabei nicht weniger klar bewußt sein als das Denken: ein Mehr, nicht ein Weniger, – eine Steigerung der Klarheit, nicht Rückkehr zu einer mehr träumenden Bewußtseinsform.

Wie kann der Mensch sich verändern? Wo kann er sein Wesen in die Hand nehmen, um sich weiterzubringen?

Alles, was in das menschliche Bewußtsein hineingelangt, ist ein Fertiges, Gewordenes, ein Endprodukt, die letzte Phase des Vorganges, durch den es entstand. So ist es mit den Wahrnehmungen der Sinneswelt und auch mit den Wahrnehmungen der inneren Welt, mit den Erscheinungen des Gefühlslebens und Willenslebens. Ja, wenn wir ganz genau unser Begriffsleben betrachten, bemerken wir, daß gewöhnlich auch die Gedanken und Begriffe erst bewußt werden, wenn sie fertig, wenn sie schon kristallisiert sind. Doch besteht ein grundlegender Unterschied zwischen allen anderen Bewußtseinsinhalten und den Gedanken. Während alles andere mir wie von außen gegeben ist, ohne mein Zutun, fühle ich mich als Hervorbringer meiner Gedanken. In meiner Gedankenwelt fühle ich mich gewissermaßen frei in meiner Aktivität. Ich kann an einem auftauchenden Gefühl oder Willensimpuls nichts mehr ändern, kann höchstens ihre Ausdrucksweise lenken. Und an ihrem Zustandekommen habe ich keinen Anteil: Ich kann nicht fühlen, was ich will. Mit dem Denken steht es anders. Ich kann es völlig überschauen; der Inhalt des Denkens ist mir ganz durchsichtig, lichtvoll, während alles andere demgegenüber eine finstere, undurchsichtige Seite hat. Alles andere verstehe ich mit Hilfe des Denkens. Das Denken ist das Element des Verstehens.

In diesem Element fühle ich mich zu Hause. Wenn ich sage: »ich denke«, so ist dies grundverschieden von anderen Aussagen, wie z.B.

von der: »ich spaziere« oder: »ich esse«. Denn wenn ich irgend etwas anderes tue, kann ich dieses Tun mit meinem Denken verfolgen; ich weiß zugleich, daß *ich* etwas tue. Während des Denkens aber ist das zunächst nicht möglich. Es gehört allerdings auch eine gewisse Übung, Kultur oder ein bestimmtes Alter dazu, daß man während eines Gefühlserlebnisses seiner selbst bewußt wird, d. h. sein Denken aufrecht erhält. Während des Denkens aber ist man mit diesem völlig eins, identisch, wie der naive Mensch mit Freuden, Schmerzen ganz eins ist. Das heißt aber; bei Gefühlserlebnissen ist der moderne Mensch mehr oder weniger anwesend als bewußtes Subjekt; beim Denken ist er das viel weniger; er ist mit diesem identisch. Es gab eine Zeit in der Geschichte der Menschheit, wo der Mensch mit seinem Gefühlsleben eins war; die Gedanken fühlte er wie von außen kommend.

Es ist aus alledem klar, daß der heutige Mensch im Denken seinem Zentrum am nächsten ist; daher die durchsichtige Klarheit dieses Denkens. Das läßt auch auf die Natur dieses Zentrums ein Licht fallen: es muß gleicher Art sein wie das Denken.

Alles, was an mich herantritt, ist fertig, geworden, tot, da mein Bewußtsein nur solches auffassen kann. Ich nehme nichts Lebendiges wahr, nicht wahrnehmbar ist mir das Leben. Daß die Blume lebt, ist keine Wahrnehmung, ist ein Urteil, eine Folgerung. Künstliche Blumen, Pflanzen, Obst aus Wachs oder Papier kann ich von lebendigen nicht unterscheiden, wenn sie geschickt gemacht sind. Ebenso müßte ein mechanisch bewegtes Tiergebilde untersucht werden, um festzustellen, daß es nicht lebendig ist. Noch viel weniger kann ich ein lebendes Samenkorn von einem unlebendigen unterscheiden.

Ich stehe allen Erscheinungen gegenüber, befinde mich außerhalb ihrer. Sie sind für mich Gegenstand, deshalb nenne ich mein Bewußtsein ein gegenständliches. – So ist es mit dem Denken nicht. Dieses kommt ohne mein Zutun nicht zustande. Ich fühle, wie ich hinter meinem Denken unmittelbar als Subjekt stehe. Da bin ich nicht draußen, das Denken ist mir kein Gegenüber. Alles andere erleide ich. Dem Denken bin ich Quelle.

An diesem Punkte entstehen für mich zwei Fragen. 1. Wer bin ich eigentlich, der ich mich als Subjekt des Denkens fühle und bezeichne? 2. Könnte ich auch auf mein Denken so schauen, wie ich auf mein Gefühlsleben schauen kann? Dann müßte ja mein Ich-Gefühl sich auch von dem Denken losringen, sich aus der Identifizierung mit diesem lösen. Worin würde dann dieses Ich-Gefühl bestehen? – Ich verfolge nun die erste Frage.

Der Mensch lebt, wirkt, denkt (bewußt, ausgesprochen oder bloß stillschweigend) so, als ob er sagen würde: Ich bin Körper. Ich bin Seele, Empfindung, Tun und Denken.

Wenn der Mensch so spricht, wenn der Mensch so empfindet, lebt er im Widerspruch. Denn ich kann nur Ich sein, nicht derjenige, der sich als all dieses fühlt, sondern derjenige, der dies alles, diese Feststellungen denkt, erkennt, sagt. Ich kann nicht auf etwas außer mir, sei es Geist, Körper, Seele, hinweisen und sagen: Das bin ich. Denn ich kann nur sein, der dies sagt. – Indem ich so spreche, spreche ich einen Widerspruch aus und lebe in diesem. Das tue ich aber als moderner Mensch, wissend oder unwissend. Ich habe kein Erlebnis von meinem innersten Wesen. Dieses Wesen ist sich seiner selbst nicht bewußt, es hält sich für etwas anderes, für Körper, für Seele, nur nicht für ein Ich. Denn mein aktuelles Ego kann sich gar nicht vorstellen, daß es etwas geben könne, ohne daß es als ein für mich aktuell Wahrnehmbares erschiene. Alles aber, was ich auf diese Weise für mein Wesen halte, sind Dinge, Nicht-Ich, sind das andere. Ich identifiziere mich mit ihnen. Sie dienen dazu, daß das Subjekt sich mit ihnen identifiziere und dadurch sich als Objekt erkenne, da es sich anders zunächst nicht schauen, nicht erkennen kann. Das Subjekt bedarf zunächst eines Spiegels, um sich sehen zu können. Es schaut sich in diesem Spiegel, sieht das Bild und sagt: Das bin ich. Die Hüllen des Wesens, Körper, Seele, Denken, sie sind solche Spiegelbilder. Ich halte mich für das Bild, solange ich den Widerspruch dieser Ansicht nicht erlebe.

Das Leiden, das aus diesem Widerspruch stammt, belehrt mich früher oder später. Dann erkenne ich, daß ich nicht das Spiegelbild bin, sondern derjenige, der das Spiegelbild sieht, derjenige, der sich

im Spiegel erkennt, ja, daß ich derjenige bin, der sich selbst in den Widerspruch versetzt und sich selbst für das Spiegelbild hält.

Daß ich zu diesem Vorgang keinen wirklichen Spiegel brauche, rührt davon her, daß ich die Spiegel schon an mir selber als Hüllen vorfinde. Würde mein Körper bloß aus einem einzigen Auge bestehen, so könnte ich »mich« (das vermeintliche »mich«) nicht ohne wirklichen Spiegel sehen. Um zu einem Selbstbewußtsein zu kommen, würde ich dann wirklich einen Spiegel brauchen. In diesem würde ich mich erkennen als das Bild. Besonders wenn ein Dämon mir den Spiegel immerfort vorhielte: das würde mich überzeugen, daß ich das Bild bin. – Unser dauernder Spiegel ist aber unser Körper, unsere Seele, die wir immer mit uns tragen. Ich empfinde mich darin: das ist mein Selbst. Ich lebe danach, weil ich mich gemäß meiner Erziehung, gemäß dem Entwicklungsgrad der heutigen Menschheit mit diesen Hüllen identifiziere. Sie gehören ja viel inniger zu mir als ein äußerer Spiegel.

Ich bin Körper, ich bin Seele: das sind Gedanken. Solange ich solchen Gedanken gemäß lebe, ohne sie in mir bewußt zu fassen und auszusprechen, lebe ich ohne offenbaren Widerspruch. Ich bin wirklich Seele, bin wirklich Körper. Sobald das aber in mir gedacht und ausgesprochen wird, wird in mir der Widerspruch geboren, manifest. Und dieser offenbare Widerspruch schickt mich auf die Suche.

Ich suche das wahre Subjekt. Eine erste Beobachtung auf dem Wege ist: Ich kann in Wahrheit kein Körper sein, denn der Körper spricht nicht, denkt nicht, kann nicht sagen: Ich bin. – Ich kann nicht Seele sein oder Gefühlsleben, denn die Gefühle kommen und gehen, und sie selber können ebensowenig wie der Körper aussprechen: Ich bin. Ebensowenig kann eine Wahrnehmung sprechen oder denken oder von selbst ein Gedanke werden, d.h. sich in das Bewußtsein heben. – *Ich* bin es, der die Wahrnehmungen zu Gedanken macht und so in das Bewußtsein hebt.

Ich bin nicht Körper, sondern derjenige, der diese Identität denkt, ich bin nicht das Spiegelbild, sondern der es sieht.

Das Auge ist zum Sehen notwendig. Doch nicht das Auge sieht. Ich

bin es, der sieht, was das Auge vermittelt. Das Auge ist ein fast rein optischer Apparat, Linse und Dunkelkammer, die ein Bild, ein umgekehrtes Bild liefern. Doch muß dieses Bild in der Dunkelkammer von jemandem gesehen werden.

Das reine Denken belehrt mich also, daß ich hinter allen meinen Tätigkeiten mein Ich finde, als Subjekt der Tätigkeit. Ich kann aber auf nichts hinweisen, das »Ich« wäre, nichts zeigen, das ich selber wäre. Denn alles Aufzeigbare wäre etwas außer mir – auch wenn ich auf etwas Nichtsinnliches hinweisen würde. Das Ich, das Zentrum, ist unaufweisbar, ist unsichtbar im höheren Sinne. Es ist nicht zu sehen, es ist nichts Gesehenes, weil es das Sehende ist. Nur das Ich selbst kann sehen.

Ich bin nicht Körper, ich bin nicht Gefühl. Das Denken steht mir am nächsten, denn ich bringe es irgendwie hervor, und es ist »durchsichtig« für mich (und für andere denkende Wesen). Indem ich aber auf die Gedanken blicke, sind diese vor mir, stehen mir gegenüber, und was ich an ihnen zunächst beobachten kann, ist fertig, ist tot, ist Vergangenes, wie alles Wahrgenommene. Also ist es Nicht-Ich. Denn ich muß mich doch als hinter allen meinen Tätigkeiten stehendes Subjekt, als dauernd Anwesendes, als fortwährend Gegenwärtiges erkennen.

So scheidet sich durch reines Denken, durch beobachtendes Denken, Inhalt nach Inhalt aus meinem wirklichen Ich aus. Hülle nach Hülle lege ich ab. Und was bleibt, ist ein Nichts: Ich kann meinem Ich zunächst keinen Inhalt geben, keinen Inhalt im Ich finden; denn alles scheint außer meinem Ich zu sein. Das einzige, was ich von ihm sagen kann, ist, daß es *ist*. Es ist das wahre Subjekt, der punktförmige Quell meiner Taten und besonders meiner Gedanken. Dieser Quell kann aber von sich selbst zunächst nur sagen: Ich bin.

Das große Spektrum der Welt, in dem ich bisher lebte, zieht sich in diesen einzigen, ausdehnungslosen Punkt, der ich bin, zusammen. Dieser hat kein Volumen, keinen Inhalt, außer sich. So erfahre ich, daß ich von meinem wahren Subjekt nichts wissen kann durch reines Denken, nichts von meinem Zentrum erlebe außer dem

einen: daß es ist. Dieser seiende Punkt ist die Quelle meines Seins und meines Bewußtseins. Dieses Nichts ist mein lebendiger Kern. Vielleicht kann dieser Same aufsprießen. Vielleicht können die Strahlen des Weltspektrums, die sich in diesem Samen zusammenziehen und kreuzen, irgendwo und irgendwie, gewiß nicht durch reines Denken, aus diesem Zentrum wieder hervorbrechen, auf der anderen Seite des Raumes, im Weltinnenraum. –

Nachdem ich mir durch reines Denken klar gemacht habe, daß mein gewöhnliches Ich-Gefühl eigentlich nicht rechtmäßig, man könnte auch sagen, eine Täuschung ist und ich rechtmäßig nur einen Punkt als mein Zentrum finden kann, wovon ich nichts weiß, wofür ich keinen Inhalt finden kann, wende ich mich nun der Aufgabe zu, für dieses Zentrum doch einen Inhalt zu finden. Im Auffinden dieses Zentrums durch das reine Denken bin ich nicht in diesem Zentrum. Ich weiß bloß, daß dieses Zentrum ist. Nun möchte ich es selbst aufsuchen. Bis jetzt fühle ich mich als Körper, als Seele, als Gedanke; nun möchte ich mich als reines Ich erfahren, nicht bloß wissen darüber. Mit dem bloßen Wissen darüber bleibe ich derselbe, der ich war.

Hinter allen meinen Tätigkeiten steht mein Zentrum. Diese Tätigkeiten beobachte ich mit Hilfe des Denkens, das mir, das auch diesem Zentrum am nächsten liegt; deshalb ist es ja für dieses Zentrum so durchsichtig. Alles andere kann ich mit dem Denken beobachten, außer das Denken selbst. Wenn mein Denken etwas anderes beobachtet, bin ich mit diesem Denken identisch. Oder ich fühle es so.

Eines sind die Gedanken, die Begriffe, die von mir geformt, geschaffen, fertiggestellt werden; ein anderes der Vorgang, die Kraft, wodurch die Gedanken, Begriffe und Ideen in mir zustande kommen. Das gewöhnliche Bewußtsein lebt in den Gedanken, Begriffen und Ideen, aber der Vorgang, wodurch diese erscheinen, ist dem Bewußtsein ebenso unklar und unbewußt wie das Werden anderer Inhalte. Da wir doch im Denken diejenige Tätigkeit gefunden haben, in welcher wir uns mit größtem Recht als Urheber dersel-

ben betrachten können, liegt es auf der Hand, daß wir nun nicht bloß das Endprodukt, sondern das Werden, den Vorgang, der zum Produkt führt, selbst zu beobachten trachten. Von den Begriffen und Ideen wenden wir uns zu der Kraft, die sie hervorbringt, und zum Prozeß des Hervorbringens. Unser Zentrum ist dauernde Gegenwart. In unserem Bewußtsein dagegen erscheint nur immer Vergangenes, Totes. Mit dem Beobachten des Denkvorganges nähern wir uns jedoch einem Gegenwärtigen, d.h. Lebendigen.

Es ist klar, daß wir mit dem Beobachten des Denkens auch die früher erwähnte zweite Aufgabe berühren, diejenige nämlich, unsere Identität mit dem Denken zu lösen und dadurch das Zentrum, das sich zunächst auf das Denken stützt und sich im Denken erlebt, auf sich selbst zu stellen. Dieses Zentrum erhebt sich zum Subjekt auch des Denkens.

Dieser Schritt zum Beobachten des Denkens selbst aber erschüttert die Grundlagen unseres Bewußtseins. Denn etwas beobachten, mit dem man sich zunächst identisch weiß, heißt diese Identität lösen. Ja, indem man sich überhaupt als etwas anderes ansieht oder fühlt als das zu beobachtende Objekt, ist schon das Wichtigste zu diesem Schritt geschehen. Man würde ja bei völliger Identität die Möglichkeit einer Loslösung von jener Grundlage gar nicht bemerken; es könnte eine solche Idee gar nicht aufkommen. Dies ist die Bewußtseinsform des Alltagslebens: entweder stehen wir völlig außerhalb des Geschehens, dann können wir es als bloße Zuschauer gut beobachten; oder wir gehen im Geschehen ganz unter, dann reißt uns der Weltstrom mit, wir sind das Geschehen, wir werden selbst Freude oder Schmerz und beobachten nicht. Einmal sind wir teilnahmslose, abstrakte Zuschauer, das andere Mal naive, naturhafte Erlebende der Ereignisse.

Das Beobachten des eigenen Denkens bildet, so gesehen, bedeutende Schwierigkeiten. Zunächst können wir das Denken nur nachträglich beobachten, d.h. das vergangene Denken, also dessen Spuren, die hervorgebrachten Gedanken. Es scheint zunächst aussichtslos, Hervorbringen und Betrachten zu gleicher Zeit vorzunehmen, umsomehr, da in diesem Falle das Mittel der Beobachtung

dasselbe wäre wie das Objekt derselben, nämlich das Denken. Weiterhin müßte auch das Subjekt beider Tätigkeiten dasselbe sein. Es sei die Möglichkeit einer Aktivität und ihres gleichzeitigen Verfolgens durch Beobachtung mit einem Gleichnis umschrieben: Wenn wir im Theater einem Drama beiwohnen, das uns tief ergreift, uns im Innersten berührt, so sind wir in einer Situation, die keiner der oben angeführten extremen Verhaltensweisen entspricht. Wir sind zwar bloß Zuschauer, doch sind wir eben keineswegs unbeteiligt, sonst könnte ja keine Wirkung (etwa die kathartische Wirkung) eintreten. Andererseits, obwohl keineswegs außenstehende Zuschauer, tauchen wir im dramatischen Geschehen doch nicht ganz unter: wir bleiben immerfort Zuschauer. Das Geschehen, das auf den miterlebenden Zuschauer eine vielleicht reinigende Wirkung ausübt, würde ganz anders auf ihn wirken, wenn er es wirklich erleben müßte. Die Bretter nehmen die Schwere des Erlebnisses auf sich, die das Subjekt im Leben selber tragen müßte; so bleibt ihm die Kraft, im Geschehen noch seiner eigenen Wesenheit bewußt zu bleiben. So ist er Zuschauer und gewissermaßen auch Erlebender zugleich. Ist die kathartische Wirkung nicht eben dieser Situation zu verdanken? Wenn man dieser Eigentümlichkeit des Theaters weiter nachgeht, kommt man zur Philosophie und zu tieferem Verstehen künstlerischer Tätigkeit überhaupt.

Zuschauer und Erlebender zugleich zu sein ist im Theater sozusagen gegeben und durch äußere Einrichtung erleichtert. Beim Beobachten des Denkvorganges ist die Forderung schwieriger, denn man soll hier nicht nur Erlebender, sondern Zuschauer und Hervorbringer zugleich sein.

Es soll hier auf die Technik der Beobachtung des Denkens nicht eingegangen werden. Bloß die wichtigsten Züge und Ergebnisse einer solchen Übung werden angeführt.

Das Beobachten des Denkens geschieht durch kein anderes Organ als das Denken selbst. Es muß das Denken so stark und so selbständig werden, daß es für das Subjekt mit einem Realitätscharakter auftritt wie sonst eine äußere Wahrnehmung. Das wird durch Konzentrationsübungen erreicht, – sofern dies nötig ist (und bei der Mehrzahl

der modernen Menschen ist es nötig). Am Ende der Konzentration steht immer eine reine Idee, die also keinen unmittelbaren Bezug zur Wahrnehmungswelt hat. Je reiner (im philosophischen Sinne), je entmaterialisierter diese Idee wird, desto durchsichtiger, durchschaubarer wird sie für das Subjekt, desto weniger Wahrnehmungselemente trägt sie. Die letzteren sind es, die den Denkprozeß vor dem Denken selbst verdecken; sie stehen vor dem Denken wie undurchdringliche Flächen, obwohl sie von dem Denken selbst aufgestellt werden, von einem Denken allerdings, das sich an der (sinnlichen) Wahrnehmungswelt ausdrückt; ist doch die Undurchdringlichkeit ein Grundgesetz der sinnlichen, materiellen Welt. Ein Gedanke (also ein Geistiges) ist durchdringbar für das Denken. Die Durchsichtigkeit der reinen Idee ist es, die den Prozeß der Ideenbildung eben *nicht* verdeckt und dadurch den Vorgang selbst für das Subjekt zugänglich und beobachtbar sein läßt.

Es ist dieser Beobachtungsvorgang von zwei Gesichtspunkten aus grundlegend. Erstens wird durch solche oft langdauernde Bemühungen ein *Subjekt* gebildet, das sich mit dem Denken nicht identifiziert, also nicht im Denken untergeht, sich nicht auf das Denken stützen muß, um zu sein, um von sich zu wissen. Da es das Denken zu beobachten weiß, ist es von diesem unabhängig und hat so seine letzte Krücke, seine letzte Hülle abgelegt: Es stützt sich auf nichts, es *ist*. Es ist ein Wesendes an sich und für sich, ein Wesen. Es ist ein Ich, das unabhängig vom Körper, von der Seele, von dem Denken von sich weiß und deshalb auch von diesen unabhängig *ist*. Denn das Denken ist noch ein Äußeres für dieses Ich. Dieses ist nichts außer sich: Es ist ein absolut Seiendes, ein Urwesen, ein Geistwesen, das seinen Sinn aus sich selbst schöpft. Weil es aber ein lebendiges Geistwesen (d.h. für sich selbst ganz durchsichtig) ist, vermag es die tote, gefrorene Geistigkeit: die Gedanken, Begriffe, Ideen hervorzubringen. Geist ist Element des Verstehens, der Durchsichtigkeit. Versteinerte Geistigkeit sind die gewordenen Gedanken. Der lebendige Geist, das Ich, bringt diese hervor, es ist der Quell und das Tor, durch das die Gedanken ausfließen und gerinnen. So begeht im Beobachten des Denkens unser Ich die *Urtat des Geistes*: Es erkennt sich

selbst, und dadurch erschafft es sich selbst. Es erkennt sich als Geist, der durch sich ein bewußter ist; denn es gibt keinen unbewußten Geist. Schlafender (unbewußter) Geist, also Nicht-Geist, ist die Natur, sind auch wir selbst, solange unser Zentrum noch nicht aufleuchtet. Mit dem Aufleuchten des Zentralpunktes im Kreis der seelischen Vorgänge entsteht der erste Keim unseres höheren, d.h. wahren Ich. Sein verzerrtes Spiegelbild ist unser Alltags-Ich, unser Ego. Was bei diesem Blitz in Erscheinung tritt, braucht keinen Spiegel, um sich zu erkennen, um von sich zu wissen: Es ist das geistige Selbst, das Geistselbst.

Der zweite Gesichtspunkt, der den grundlegenden Charakter dieses Geschehnisses bezeichnet, liegt darin, daß man bei der Beobachtung des Denkens zum ersten Mal etwas Lebendiges wahrnimmt, das Leben selbst, nicht nur seine sinnlichen Wirkungen. Die Begriffe, die Gedanken sind tot, sind kristallinische Geistigkeit, sind Endprodukte. In der (philosophischen) Intuition erlebe ich den lebendigen, zeitlosen Blitz des Lebens, aus dem die Begriffe stammen. Diese Intuition ist auch das Urbild aller höheren Intuitionen. Das Lebendige im Denken ist nicht der Begriff, sondern die Beziehung zwischen zwei Begriffen, die noch flüssige Vorgesandtheit, welche die Gedanken gebiert. Es ist jene Überbegrifflichkeit, deren Lebensganzheit in einzelne Begriffe zerbricht und erstarrt.

Ich denke. – Ich weiß, daß ich gedacht habe. – Ich denke das Wissen, daß ich gedacht habe.

Diese Gedanken, dieses Nacheinander der Gedanken wird von feinen Intervallen durchbrochen. Diese trennen und verbinden, sie sind das Wesen des Denkens, indem sie die unbemerkte, unausgesprochene Zusammengehörigkeit der Begriffe, ihren verborgenen Hintergrund bilden. Ich erfahre diesen gewöhnlich nur als Ausparung, als Unausgefülltheit der Zeit oder des Kontinuums, in dem das Denken sich darlebt. Diese ausfallende Erfahrung besteht so lange, bis ich das Denken beobachten lerne. Dann tritt eben diese Stille, dieses Schweigen der Intervalle zwischen den einzelnen Begriffen als das Lebendige des Denkens vor mich: als die Gebärmutter der Gedanken.

Das Denken als Vorgang ist Leben, das ich gewöhnlich verschmähe zu sehen. Jene Kraft, die die Begriffe und Ideen im Menschen erscheinen läßt, ist die gleiche, welche das Leben Leben sein läßt. Das Ich, das wahre Zentrum des Menschen, besteht aus dieser Substanz. Es ist die geistige Urschubstanz der Welt, allen Seins (»und ohne dasselbe ist nichts gemacht«): Darin liegt der Grund, daß ich diese Welt erkennen kann, selbst mit dem gewöhnlichen Denken, das toter Schatten jenes Geistlebens ist. (»In ihm war Leben, und das Leben war das Licht der Menschen. Und das Licht scheint in der Finsternis«.)

Das Ichgefühl bestand bisher nur aus Antworten, Antworten auf Reize, Gefühle, Gedanken. Ich fühlte *mich*, insofern ich zu einer Antwort, zu einem Reagieren gereizt wurde. In der Reaktion fand sich das Ego. – Das *Ich* aber braucht nichts, um sich zu fühlen, zu erkennen. Es ist dies ein absolutes Erkennen, völliges Durchschauen (weil ohne Gegenüberstand), Urtypus des absoluten intuitiven Erkennens, worin das Subjekt im Objekt untergeht, jedoch nicht unbewußt wie im früheren Stadium der Ich-Entwicklung, sondern zugleich bewußtseinstiftend aufgeht. Und weil das Ich nun wirklich *ist*, kann es sich völlig mitteilen, ist es der Hingabe fähig, hat es etwas, das es hingeben kann. Es kann bewußt und vollständig in dem zu Erkennenden untertauchen. Es beginnt die Möglichkeit der erkennenden Liebe. Erkenntnis und Liebe sind ein einziger Lebensstrom.

Die abstrakten Gedanken sind kalt, erwecken kein Gefühl. Sie haben sich von dem naturhaften Gefühl gereinigt; so wurden sie die Vorstufe des reinen Denkens. Die erlebten Gedanken sind zugleich Gefühlserlebnisse. Doch wird dann nicht der Gedanke aus dem und durch das Gefühl erzeugt, sondern umgekehrt: man hat Gedanken, und diese rufen aus ihrem inneren Gehalt ein Gefühl hervor. Erlebt aber wird das Denken, wenn es sich beobachten kann. Das Wahrnehmen des Denkens erlöst es von der Abstraktheit, in die es durch das Abstreifen der sinnlichen Wahrnehmungen verfiel.

Es wurde der Menschheit naturgemäß gegeben, die Welt als Objekt vor sich zu haben. Sie fühlte das Ich dem Nicht-Ich gegenüberge-

stellt, dem Nicht-Ich, das die Welt ist. Der Mensch konnte daraus lernen, ein gewisses freies Verhältnis zum Objekt zu haben, und so wurde das erkennende Subjekt geboren. Das geschah ohne Eigeninitiative des Menschen. Er wurde dazu von seiner eigenen Natur geführt, denn alles ist im Menschen Natur, was an ihm und um ihn nicht in seinem Bewußtsein veranlaßt wird. Der Sinn des Prozesses war, ihm ein Verhältnis beizubringen, ihn eine gewisse Bewegung zu lehren gegenüber dem Objekt, ein freies Verhältnis, ein gedankliches, ein rein gedankliches Verhältnis, eine Unabhängigkeit vom Objekt, ein aktives Gegenüberstehen.

Das wahre Objekt ist aber das Denken. Es handelt sich aber nicht um ein Denken über das Denken. Das kann man auch tun, doch kommt man dadurch nicht weiter, einfach deshalb, weil man dasselbe Denken auf demselben Niveau weiterdenkt. Man kann unter Umständen das Malen malen, doch bleibt dies eben nur ein Malen. – Wovon wir reden, ist eine Beobachtung, eine Wahrnehmung, wenn auch keine sinnliche. Ohne diese blieben wir im abstrakten (weil wahrnehmungslosen) Denken stecken.

Durch das Erleben des Ich gelangen wir zum ersten geistigen Erlebnis des modernen Menschen. Ohne dieses kann man auf die Frage, was ist Geist, schwerlich oder gar nicht antworten. Denn wovon wir keine Erfahrung haben, stellen wir uns etwas nach dem Muster derjenigen Erfahrung vor, welche wir besitzen. Deshalb wird das bildlich Gesagte, das Gleichnishafte im Bericht des Geistesforschers oft mißverstanden. Solange man Geist, Seelisches, Ätherisches nur mit einem Hauch von feiner Substantialität, Zeithaftigkeit verbunden sich vorstellt, ist man fern vom Verstehen ihres wahren Wesens.

Man empfängt aus dem Erlebnis des eigenen wahren Ich – und dieses Erlebnis steht für den modernen Menschen unmittelbar vor der Bewußtwerdung – die Erfahrung von einem Seienden, das rein geistig ist, ohne irgendwelchen »Stoff«, substanzlos ist wie die Gedanken-Welt. Mit dieser Ich-Erfahrung vermeidet man es, sich jenes Geistig-Seiende, wovon der Geistesforscher spricht, räumlich, substanzhaft vorzustellen. – Andererseits aber hat man ein Erkennt-

niserlebnis, in dem man dem Objekt nicht gegenübersteht. Dieses Gegenüberstehen wurde ja durch das Erkennen innerhalb der Sinneswelt eingeübt. Es kann in der Erkenntnis des Geistes also nicht weiterbestehen. Da ist kein Gegenüberstehen, da ist nur bewußtes Sich-Hingeben, bewußte Identität, Eindringen in das Erkenntnisobjekt und gegenseitiges Sich-Durchdringen, ebenso, wie man die Gedanken eines anderen Menschen nur erkennt, wenn man sie selber durchdenkt, dadurch mit ihnen eins wird und so zu-eigen macht. Man kann Geistiges nur erkennen, wenn man mit ihm eins wird. Das Gegenüberstehen ist nur gegenüber sinnlichen (auch inneren) Erkenntnisobjekten angemessen. Wir können dem Geist nicht gegenüberstehen: er wird sogleich Ungeist. Er ist nicht außer uns; wäre er das, so wäre er Ungeist.

Es folgt daraus unmittelbar, daß auch Geisteswissenschaft kein Ding, kein Objekt, kein Wissen ist, worauf man lossteuert, um es eines Tages vielleicht zu erreichen. Wenn man dieser Ansicht ist, vergißt man, welche Rolle das eigene Denken, der eigene Geist dabei spielt. Ich, durch mein Denken, erwähle ja für mich die Geisteswissenschaft. Ich, durch mein Denken, durch mein Urteil, finde ihre Aussagen für wahr, wer sollte es sonst? Geisteswissenschaft ist oder sollte reine Aktivität sein, und zwar erlebte Aktivität. Sie ist keine »Lehre«, keine Doktrin. Sie ist eine Möglichkeit des modernen Menschen, die in seinem lebendigen Denken, seinem erweckten, erlebten Wesenskern urständet. Wer Geisteswissenschaft studiert oder übt, muß von seinem noch so feinen dialektischen Denken zum geistigen Erleben fortschreiten, sonst bleibt alles nur Wisserei, Dogma oder Glaube, der sich aber als solcher nicht erkennt und deshalb Unglaube ist: Aberglaube. Der Mensch ist kein Zuschauer im Erkennen des Geistes; er allein kann seine eigene Aktivität als Geist ent-decken. Dann kann er in dieser Aktivität die objektive Geistigkeit der Welt erleben. Die Schriften der Geistesforscher sind heute noch bei größter Publizität Geheimschriften: man muß den Schlüssel zu ihnen besitzen.

Dieser Schlüssel ergibt sich aus der beschriebenen Beobachtung des Denkens. Das ist jedenfalls ein sicherer Weg dazu. Das gewöhnliche

Denken verläuft anhand des sinnlichen Wahrnehmens. Es geht raumhaft von Begriff zu Begriff und braucht Zeit. In einer Ideen-Intuition erleben wir manchmal den außerzeitlichen, außerräumlichen Blitz des lebendigen Geistes. Und oft wird das blitzartig Vernommene lange durch das Denken verarbeitet und ausgedrückt. Dieser Blitz ist eine Probe aus der Atmosphäre jener Region, wo unser Ich zu Hause ist. Dieser Region nähern wir uns im Beobachten des Denkens.

Einst sagte der Mensch: Ich denke, also bin ich. Er fühlte sein eigenes Sein im Denken geborgen, verankert und aufgehoben. Derjenige aber, der sein Ich außerhalb, d.h. unabhängig vom Denken zu erleben vermag, was sagt er? Er braucht keine Stütze mehr, um zu sein, sein Wesen, das eigene Sein ist durch sich selber verbürgt. So darf er das Urwort aussprechen: Ich bin.

Konzentration und Kontemplation

Das letzte Ziel der Konzentration ist die Kontemplation, die Verwirklichung eines Selbstes, das die eigene Denktätigkeit erfährt, d.h. schaut, indem es sie erzeugt. Diesem Ziel kann man sich nur auf »Umwegen« nähern, weil das »Denken an sich« zunächst nicht erscheinen kann, da es an ein Thema gebunden ist, und weil das Selbst zunächst nur in seinem Spiegelbild da ist: in der Vorstellung des Ich, das mit den Hüllen identifiziert als Ego erlebt wird. Das Ego muß *etwas* denken. Es kann das aber nicht direkt tun, es kann nur um etwas *herum denken*. Das ungestört zu tun ist der erste Schritt der Übung.

Der Zeitpunkt der Übung soll einer sein, an dem man möglichst wach, nicht ermüdet, ruhig und gelassen ist. Dies ist individuell verschieden. Man soll deshalb vorsichtig versuchen, den geeigneten Zeitpunkt während des Tages- oder Wochenlaufes zu finden. Sitzend (nicht liegend), unverkrampft, die körperliche Verkrampfung bewußt lösend, sachlich, ohne »Heiligenschein um das Haupt«, mache man sich an die Übung; wie man sich z. B. auch zum Üben des Klavierspielens an den Flügel setzen sollte. (Nur dem Dilettanten ist die Kunst »heilig«. Deshalb bringt er es aus lauter Ehrfurcht vor ihr zu nichts.)

Konzentration auf einen Gegenstand

Der Gegenstand sei ein vom Menschen geschaffenes, einfaches Ding, kein Naturobjekt (z. B. Pflanze), denn dieses durchschaut man vorerst nicht. Deshalb ist auch der Gegenstand nur in seinem Geschaffensein zu denken, nicht in seiner Stofflichkeit, die Natur ist.